Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 38

Artikel: Jerry der Insulaner
Autor: London, Jack
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648462

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jerry
der Insulaner

VON JACK LONDON

Copyright by Union Deutsche Verlagsanstalt (11. Fortsetzung)

Denn Jerry war ja nur ein kleiner Hund mit der Begrenzung eines Hundes und war noch nicht lange auf der Welt. Aber er machte nur eine kurze Weile seiner Wut über die Schwarzen Luft. Allmählich dämmerte ihm das Gefühl, daß sie auch nicht glücklich wären. Einige von ihnen waren schwer verwundet, und sie klagten und stöhnten. Ohne sich so recht klar darüber zu werden, fühlte Jerry doch, daß ihre Lage ebenso qualvoll war wie die seine. Und wahrlich: qualvoll war seine eigne Lage. Er lag auf der Seite, und die Stricke, mit denen seine Beine zusammengebunden waren, saßen so stramm, daß sie in sein junges Fleisch schnitten und den Blutumlauf verhinderten. Dazu kam, daß der Durst ihn fast überwältigte, so daß er stöhnend, mit trockner Zunge und trocknem Maul in der Gluthitze lag.

Ein trauriger Ort war dies Kanuhaus, erfüllt von Seufzen und Stöhnen, mit Leichen unter dem Fußboden und als Teil des Fußbodens selbst, voller Geschöpfe, die auch bald Leichen sein sollten, und voll Leichen, die unter dem Dache hin und her schaukelten. Dazwischen standen lange schwarze Kanus mit hohen Steven wie geschnäbelte, raubgierige Ungeheuer, die sich undeutlich im Schein eines glimmenden Feuers abhoben, an dem ein Aeltester vom Somo-Stamme saß und seiner ewigen Beschäftigung nachging, die im Dörren eines Buschmannkopfes bestand. Er war eingeschrumpft, blind und altersschwach, und er schwatzte vor sich hin und schnitt Grimassen wie ein riesiger Affe, während er immer wieder den im scharfen Rauch hängenden Kopf wandte und eine Handvoll verrotteten Feuerschwamm nach der andern in das glimmende Feuer warf.

Sechzig Fuß im Quadrat maß dieses Haus, und durch die dunkeln Querstreben schimmerte im Feuerschein hin und wieder der Endbalken, der mit Kokosgeflecht in barbarischen Schwarz-weiß-Zeichnungen bedeckt und von jahrelangem Rauch geschwärzt war, bis alles fast denselben schmutzig-braunen Ton angenommen hatte. Von den hohen Querstreben hingen an langen Kokosfaserschnüren die Köpfe von Feinden, die bei Dschungelkämpfen und Raubzügen übers Meer gefangengenommen waren. Die ganze Stätte atmete Tod und Verfall, und der blöde Greis, der im Rauche dasaß, vor Gicht zitternd, das Symbol des Todes zubereitete, stand am Rande des Grabes und der Vernichtung.

Gegen Morgen schleppten Dutzende von Somomännern unter lautem Geschrei noch eines der großen Kriegskanus herbei. Sie bahnten sich den Weg mit Händen und Füßen, traten, stießen, warfen und schleppten die gefesselten Gefangenen beiseite, um Platz für das Kanu zu schaffen. Sie waren alles eher als milde gegen das Fleisch, das das Glück und Baschtis Klugheit ihnen verschafft hatte.

Eine Weile blieben sie im Hause sitzen, pafften ihre Tonpfeifen, lachten und schwatzten und erzählten sich mit ihren merkwürdigen dünnen Fistelstimmen die Ereignisse der Nacht und des gestrigen Nachmittags. Dann streckten sie sich einer nach dem andern aus und schliefen ein, ohne sich zuzudecken, denn so nackt hatten sie, die gerade unter dem Pfade der Sonne lebten, seit dem Tage, an dem sie geboren waren, geschlafen.

Als die Dunkelheit zu weichen begann, wachten nur noch die Schwerverwundeten oder die zu stramm Gefesselten sowie der hinfällige Greis, der jedoch nicht so alt wie Baschti war. Als der Knabe, der Jerry mit einem Schlag seines Paddels betäubt und ihn nachher als seine besondere Beute gefordert hatte, sich ins Kanuhaus schlich, hörte der Greis ihn nicht. Da er blind war, sah er ihn nicht, und er fuhr fort, vor sich hin zu schwatzen und zu lachen, den Kopf des Buschmannes über dem Feuer hin und her zu wenden und Feuerschwamm in das glimmende Feuer zu werfen. Es war dies keine Arbeit, die ausdrücklich des Nachts hätte besorgt werden müssen, selbst nicht für ihn, der vergessen hatte, was er sonst tun sollte. Aber die Aufregung über die Eroberung und Plünderung der Arangi hatte sich auch seinem umnebelten Hirn mitgeteilt, die undeutliche Erinnerung an die Kraft, die in einem siegreichen Leben lag, tauchte in seinem Hirn auf, und er stürzte sich mit fieberhafter Freude in den Siegesrausch, der in Somo herrschte, indem er aus aller Macht an der Zubereitung des Kopfes arbeitete, der an sich schon der gegenständliche Ausdruck der Siegesfreude war.

Aber der zwölfjährige Bengel, der sich hereinschlich, schritt vorsichtig über die Schlafenden hinweg und bahnte sich seinen Weg zwischen den Gefangenen hindurch. Er tat es, obgleich ihm das Herz bis zum Halse schlug. Er wußte, welche Tabus er verletzte. Nicht alt genug, die Grashütte seines Vaters zu verlassen und im Kanuhaus der Jünglinge, geschweige denn in dem der unverheirateten Männer zu schlafen, wußte er, daß er sein Leben mit all seinen Mysterien und stolzen Träumen wagte, wenn er sich derart ohne Erlaubnis das geheiligte Vorrecht der erwachsenen reifen Somomänner aneignete.

Aber er wollte Jerry haben, und er bekam ihn. Nur die magere kleine Mary, die, an Händen und Füßen gebunden, auf das Gefressenwerden wartete und mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen starrte, sah, wie der Kabe Jerry an den zusammengebundenen Beinen ergriff und aus dieser Katakombe lebenden Fleisches, von der sie selbst einen Teil ausmachte, wegtrug. Und Jerry, diese heldenmütige kleine Seele, würde geknurrt und Widerstand geleistet haben, wäre er nicht zu kraftlos und wären Maul und Kehle nicht zu trocken gewesen, als daß er einen einzigen Laut hätte hervorbringen können. Verzweifelt und hilflos, kaum seiner mächtig, wie eine willenlose Marionette in den Krallen eines bösen Traumes, wie ein Schlafender, der aus einem Alp erwacht, merkte er, daß er aus dem nach Tod stinkenden Kanuhaus durch das Dorf, wo die Luft nicht viel reiner war, fortgetragen wurde, auf einem Pfad unter hohen, weit ausladenden Bäumen, die sich im ersten schwachen Hauch des Morgenwindes zu regen begannen.

* * *

Lamai hieß der Knabe, wie Jerry später erfahren sollte, und nach Lamais Haus wurde Jerry getragen. Es war nicht

viel Staat zu machen mit diesem Hause, nicht einmal im Vergleich zu andern Menschenfressergrashütten. Auf dem Lehmboden, der eine festgetretene Masse von jahrelangem Schmutz war, lebten Lamais Vater, Mutter und vier jüngere Brüder und Schwestern. Ein Strohdach, durch das es bei jedem kräftigeren Regenschauer tropfte, ruhte dicht über dem Boden auf einem wackligen Balken. Die Wände waren noch durchlässiger für den Regen. Wirklich war die Hütte, die Lumai, Lamais Vater, gehörte, die elendeste in ganz Somo.

Lumai, der Herr des Hauses und das Oberhaupt der Familie, war im Gegensatz zu den meisten Malaitern fett. Und seine Korpulenz schien seine Gutmütigkeit und die damit verwandte Faulheit erzeugt zu haben. Aber eines störte seine gemütliche Unverantwortlichkeit, und das war seine Frau, die schlimmste Xantippe von Somo, die ebenso mager wie ihr Mann rundlich war, die ebenso gereizt und scharf, wie er milde und freundlich sprach, deren Energie mit seiner Faulheit wetteiferte, und die ebenso sauertöpfisch wie er lebensfroh war.

Der Knabe guckte eben ins Haus hinein und sah Vater und Mutter unbedeckt je in einer Ecke liegen, während seine vier nackten Brüder und Schwestern wie junge Hunde in einem Klumpen auf dem Boden lagen.

Aber dieses Haus, das eigentlich kaum etwas anderes als eine Tierhöhle war, lag inmitten eines Paradieses. Die Luft war würzig und süß, schwer vom Dufte wilder, wohlriechender Pflanzen und prachtvoller Tropenblumen. Die Hütte wurde überragt von drei Brotfruchtbäumen, deren stolze Aeste sich ineinander verflochten. Bananen und Platanen hingen übervoll von großen Fruchtbüscheln, die ihrer baldigen Reife entgegensahen, und mächtige goldene, reife Papaa-Melonen standen wie Kugeln aufrecht auf den Bäumen, deren schlanke Stämme kaum ein Drittel des Durchmessers der Früchte maßen, die sie trugen. Aber das wunderbarste für Jerry war ein gurgelnder, rieselnder Bach, der sich unsichtbar seinen Weg über bemooste Steine unter einer Decke von feinen leichten Farren bahnte. Kein Treibhaus eines Königs konnte sich mit diesem wilden Ueberfluß an sonnensatter Vegetation messen. Jerry, der bei dem Geräusch des Wassers ganz außer sich geriet, mußte sich erst gefallen lassen, von dem Knaben, der auf dem Boden kauerte, sich hin und zurück wiegte und ein seltsames, kleines, zärtliches Lied vor sich hinsang, umarmt und geliebkost zu werden. Und Jerry, dem die Gabe der Rede fehlte, hatte kein Mittel, ihm von dem Durst zu erzählen, der ihn fast zu Tode quälte.

Dann band Lamai ihn gut mit einer Kokosschnur fest, die er ihm um den Hals legte, worauf er ihm die Stricke löste, die ihm ins Fleisch schnitten. So gefühllos war Jerry aus mangelndem Blutumlauf, und so schwach, weil er einen Teil eines Tropentages und eine ganze Tropennacht gedurstet hatte, daß er sich erhob und hinfiel und immer wieder hinfiel bei seinen Versuchen, auf die Füße zu kommen. Und Lamai verstand oder erriet, was ihm fehlte. Er nahm eine am Ende einer Bambusstange befestigte Kokosnußschale, tauchte sie in die Farren und reichte sie, bis zum Rand mit dem teuren Wasser gefüllt, Jerry.

Jerry lag zuerst beim Trinken auf der Seite, bis mit dem Wasser das Leben in die ausgetrockneten Kanäle seines Körpers zurückfloß. Bald aber konnte er aufstehen und stand nun, zwar noch immer schwach und unsicher, mit gespreizten Beinen da und trank eifrig. Der Knabe lachte und zwitscherte vor Freude bei dem Anblick, und bald hatte Jerry sich soweit erholt, daß er Zeit fand, mit seiner Zunge, mit der ganzen Beredsamkeit des Herzens, die ein Hund entfalten kann, zu reden. Er hob die Schnauze von der Schale und leckte mit seiner schmalen, rosenroten Zunge Lamais Hand. Und Lamai, der begeistert war, daß sie jetzt eine Sprache hatten, in der sie sich verständigen konnten, hielt Jerry immer wieder die Schale hin, und Jerry trank immer wieder.

Er trank weiter. Er trank, bis seine in der Sonne eingeschrumpften Flanken wie ein Ballon gefüllt waren, wenn zwischen dem Trinken auch immer längere Pausen entstanden, in denen seine Zunge auf der schwarzen Haut von Lamais Hand die Sprache der Dankbarkeit redete. Und alles ging gut und würde weiter gut gegangen sein, wäre nicht Lamais Mutter, Lenerengo, erwacht, zu ihrem schwarzen Sprößling getreten und hätte mit kreischender Stimme gegen ihren Erstgeborenen protestiert, weil er den Haushalt mit einem neuen Mund und viel Mühe belastete.

Hierauf folgte ein lauter Zank, von dem Jerry nicht ein Wort verstand, wenn er den Sinn auch herausfühlen mochte. Lamai war mit ihm und für ihn, Lamais Mutter aber war gegen ihn. Sie schalt und kreischte und verlieh ihrer unerschütterlichen Ueberzeugung Ausdruck, daß ihr Sohn verrückt, ja schlimmer als das sei, weil er nicht mit einem Gedanken daran gedacht hätte, welche Rücksicht er einer armen abgearbeiteten Mutter schuldete. Sie appellierte an den schlafenden Lumai, der schwer und fett aufwachte und in seinem Somodialekt einige friedliche Bemerkungen murmelte, die darauf ausgingen, daß es eine sehr brave Welt sei, daß junge Hunde und erstgeborene Söhne etwas sehr Schönes wären, daß er noch nie verhungert und daß Frieden und Schlaf das Herrlichste sei, was einem Sterblichen zuteil werden könne. Und zum Beweis ließ er sich in den Frieden des Schlafes gleiten, drückte mangels eines Kissens die Nase gegen seinen Oberarmmuskel und begann zu schnarchen.

Aber Lamai stampfte mit trotzigen Blicken auf den Boden und vergewisserte sich, ob er ungehindert weglaufen könnte, wenn sie auf ihn losführe. Er wollte sein Hündchen behalten, und nach einer langen Rede über die Jämmerlichkeit von Lamais Vater ging Lenerengo schließlich hinein, um weiterzuschlafen.

Ein Gedanke zeugt den andern. Lamai hatte den erstaunlichen Durst Jerrys entdeckt. Das brachte ihn auf den Gedanken, daß er ebenso hungrig sein könnte. Darum legte er trockene Zweige auf die schwelenden Holzkohlen, die er aus der Asche des Herdfeuers ausgrub, und machte ein großes Feuer an. Als das Feuer um sich griff, legte er viele Steine von einem danebenliegenden Haufen hinein, die alle von Rauch geschwärzt waren, so daß sie ersichtlich schon oft auf ähnliche Weise gebraucht worden waren. Und dann grub er unter dem Wasser des Baches einen geflochtenen Beutel hervor, und ans Tageslicht kam eine fette Waldtaube, die er tags zuvor in einer Schlinge gefangen hatte. Er wickelte die Taube in grüne Blätter, legte heiße Steine aus dem Feuer um sie herum und bedeckte Taube und Steine mit Erde.

Als er nach einiger Zeit die Taube herausholte und die versengten Blätter entfernte, verbreitete sich ein so lebhafter Geruch, daß Jerry die Ohren spitzte und seine Nüstern sich weiteten. Nachdem der Knabe den dampfenden Braten in zwei Stücke gerissen und gekühlt hatte, begann Jerry zu fressen und hörte nicht eher auf, als bis das letzte Stückchen Fleisch von den Knochen gerissen und die Knochen selbst zerbissen, zermalmt und verschlungen waren. Und während der ganzen Mahlzeit machte Lamai Jerry Liebeserklärungen, wiederholte immer wieder sein kleines zärtliches Lied, streichelte und liebkoste ihn.

Jerry indessen erwiderte jetzt, da Wasser und Fleisch ihn erfrischt und gestärkt hatten, die zärtlichen Annäherungsversuche des Knaben nicht mehr ganz so warm. Er war höflich und nahm die Liebkosungen mit weichen, strahlenden Augen, mit Schwanzwedeln und den üblichen Körperverdrehungen entgegen, aber er war unruhig, lauschte beständig nach fernen Geräuschen und sehnte sich aus ganzem Herzen fort. Das entging nicht der Aufmerksamkeit des Knaben, und ehe er sich schlafen legte, befestigte er denn auch das Ende der Schnur, die er um Jerrys Hals gebunden hatte, gehörig an einem Baum.

Nachdem Jerry einige Zeit an der Schnur gezerrt und gezogen hatte, gab er seine Versuche auf. Aber nicht für lange. Der Gedanke an Schiffer ließ ihm keine Ruhe. Er wußte und

wußte doch nicht, welch nicht wieder gutzumachendes Unglück Schiffer begegnet war. Und so kam es, daß er nach kurzem leisen Jammern und Winseln mit seinen scharfen Milchzähnen die Kokosschnur benagte, bis sie durchgebissen war.

Frei wie eine Brieftaube, die nach der Heimat zurückfliegt, stürzte er blind nach dem Strande und dem salzigen Meer, wo die Arangi sich, mit Schiffer auf der Brücke, auf den Wellen gewiegt hatte. Somo war so gut wie ausgestorben, und die wenigen Menschen, die er traf, lagen in tiefem Schlummer. Folglich störte ihn niemand, als er über die gewundenen Pfade zwischen den vielen Häusern hindurch trottete, vorbei an den unanständigen Königsstatuen mit ihrem Totemwappen, aus ganzen Baumstämmen geschnitzten menschlichen Figuren, die in den aufgerissenen Rachen von Haien saßen. Denn Somo, das seinen Ursprung auf Somo, den Gründer des Stammes, zurückführte, verehrte den Haigott und die Salzwassergötter, wie auch die Gottheiten, die über Busch und Sumpf und Berg geboten.

Jerry bog rechts ab, bis er, an der Kaimauer vorbei, an den Strand kam. Von der Arangi war auf der ruhigen Oberfläche der Lagune nichts zu sehen. Ueberall lagen die traurigen Reste des Festmahls umher, und er konnte den schwelenden Geruch von ausgehenden Feuern und verbranntem Fleisch spüren. Viele der Teilnehmer am Feste hatten sich nicht erst die Mühe gemacht, nach Hause zu gehen, sondern lagen rings in der Morgensonne im Sande, Männer, Frauen und Kinder, wie der Schlaf sie zufällig überrascht hatte.

So dicht am Wasser, daß er sich die Vorderpfoten benetzte, setzte Jerry sich nieder. Sein Herz wollte vor Sehnsucht nach Schiffer fast brechen, und er hob die Schnauze zur Sonne und klagte seine Not, wie Hunde es getan, seit sie aus den wilden Wäldern zu den Lagerfeuern der Menschen kamen.

Und hier fand Lamai ihn, versuchte zuerst, ihn in seinem Kummer zu trösten, indem er ihn an seine Brust drückte und liebkoste, und trug ihn dann zur Grashütte am Bache zurück. Wasser bot er ihm, aber Jerry konnte nicht mehr trinken. Liebe bot er ihm, aber Jerry konnte seine nagende Sehnsucht nach Schiffer nicht vergessen. Zuletzt wurde Lamai wütend auf das unvernünftige Hündchen, er vergaß in knabenhafter Heftigkeit seine Liebe, schlug Jerry rechts und links auf den Kopf und band ihn an, wie wohl noch nie der Hund eines weißen Mannes angebunden worden war. Auf seine Art war Lamai ein Genie. Er hatte es noch nie mit einem Hunde tun sehen, und doch hatte er ohne weiteres die glänzende Idee, Jerry mit einem Stock anzubinden. Der Stock war aus Bambus und vier Fuß lang. Das eine Ende band er mit einer ganz kurzen Schnur an Jerrys Hals, das andre mit einer ebenso kurzen Schnur an einen Baum. Jerry konnte mit seinen Zähnen nur den Stock erreichen, und ein alter, zäher Bambusstock hält den Zähnen eines Hundes leicht stand.

* * *

Viele Tage blieb Jerry, an den Stock gebunden, Lamais Gefangener. Es war keine glückliche Zeit, denn Lamais Haus war eine Stätte von ewigem Zank und Streit. Lamai prügelte sich wild mit seinen Brüdern und Schwestern, weil sie Jerry necken wollten, und diese Schlägereien endeten unweigerlich damit, daß Lenerengo selbst herausstürzte und die ganze Bande ohne Ansehen der Person verprügelte.

Und wenn das überstanden war, sagte sie selbstverständlich, schon aus Prinzip, Lumai ihre Meinung, und wenn Lumai, dessen milde Stimme stets zu Frieden und Ruhe mahnte, derart seinen Teil abbekommen hatte, verlegte er seine Residenz für ein paar Tage ins Kanuhaus. Hier war Lenerengo machtlos. Das Kanuhaus der Männer durfte keine Mary betreten. Lenerengo hatte nie das Schicksal vergessen, das der letzten Mary zuteil geworden war, die das Tabu verletzt hatte. Das war vor vielen Jahren geschehen, als sie selbst noch ein ganz junges

Aus der Ausstellung in der Kunsthalle Bern

Mädchen war, aber sie erinnerte sich noch deutlich des unglücklichen Weibes, das erst einen ganzen Tag an einem Arm und dann einen ganzen Tag am andern Arm in der Sonne gehangen hatte. Dann hatten alle Männer im Kanuhaus einen Festschmaus abgehalten, bei dem sie den Braten darstellte, und noch lange Zeit darauf hatten alle Frauen in Gegenwart ihrer Männer nur leise gesprochen.

Jerry gewann Lamai lieb, aber seine Liebe war weder stark noch leidenschaftlich. Sie entsprang eher einer Art Dankbarkeit, denn Lamai war der einzige, der dafür sorgte, daß er Nahrung und Wasser bekam. Aber dieser Knabe war kein Schiffer, kein Herr Haggin. Er war nicht einmal Derby oder Bob. Er war ein tieferstehendes männliches Wesen, ein Nigger, und Jerry war sein ganzes Leben lang dazu erzogen worden, in den weißen Männern überlegene zweibeinige Götter zu sehen.

Indessen mußte er doch unwillkürlich die Intelligenz und die Kraft der Nigger bemerken. Er dachte nicht darüber nach. Er nahm die Tatsache als etwas Selbstverständliches hin. Sie hatten die Macht, andre Wesen zu beherrschen, konnten Stöcke und Steine durch die Luft schleudern und konnten ihn sogar als Gefangenen an einen Stock binden, der ihn völlig hilflos machte. Waren sie auch den weißen Göttern unterlegen, so waren sie doch eine Art Götter.

Es war das erstemal in seinem Leben, daß Jerry angebunden war, und es gefiel ihm gar nicht. Nutzlos verdarb er seine Milchzähne, die schon lose wurden, weil die andern Zähne darunter durchbrechen wollten. Der Stock war stärker als er. Obwohl er Schiffer nicht vergaß, schlief der Kummer über seinen Verlust mit der Zeit ein, bis alle andern Gefühle von dem Wunsch nach Freiheit zurückgedrängt wurden.

Fortsetzung folgt.